

Wolfgang Sützl

Die Rede von der Sharing Economy

2017

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18681>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sützl, Wolfgang: Die Rede von der Sharing Economy. In: *ZMK Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*. Operative Ontologien, Jg. 8 (2017), Nr. 2, S. 47–54. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18681>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - Share Alike 3.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Die Rede von der Sharing Economy

Wolfgang Sützl

»ES GIBT KEINE SHARING ECONOMY« – die Versuchung, dies vorab zu behaupten, ist groß, und ihr nachzugeben fände eine gewisse Berechtigung in dem Bedürfnis, sich dem Marktgeschrei zu verweigern, mit dem sie angepriesen wird. Endlich, so der Tenor der Lobliteratur, gehe es in der kapitalistischen Wirtschaft nicht mehr um den Profit der Einzelnen, sondern um das Wohlergehen aller. Der *We-Commerce*, so beispielsweise Billee Howard in ihrem gleichnamigen Buch, löse die ich-bezogene Wirtschaftsform ab, diese habe im Crash von 2008 ihr verdientes Ende gefunden. Eine neue Ära des Teilens und der kapitalistischen Solidarität habe begonnen.

Doch auch wenn Howard die Begriffe ›Teilen‹ und ›Tauschen‹ so verwendet, als seien sie austauschbar: Wo von einer *economy* die Rede ist, dort geht es nicht um *sharing*, nicht um das Teilen, sondern um den Tausch: um ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Das Teilen dagegen bezeichnet den Ort, an dem es mit dem Tauschen nichts ist: Es bildet die Grenze des Tauschs. In einer *Sharing Economy* wird also nicht wirklich geteilt. Worum geht es bei ihr also? Und worum geht es beim Teilen?

Das Nette am Teilen

Nähern wir uns diesen Fragen zunächst mit einem Blick auf einen verbreiteten Einwand gegen die *Sharing Economy*: Bei ihr handle es sich lediglich um eine rhetorische Figur. Als solche bezeichne sie etwas, das gar nicht existieren muss, um eine erwünschte Wirkung zu entfalten. Diese bestünde darin, Gewinn zu generieren, indem Tauschgeschäfte wie Mieten mit den positiven Assoziationen des Teilens ausgestattet werden. Welche positiven Assoziationen sind das?

In *The Age of Sharing* analysiert Nicholas John diese Rhetorik und stellt fest, dass Teilen gern mit kindlicher Unschuld assoziiert wird, mit einem verloren gegangenen Urzustand. Dieser Urzustand, so John, befinde sich in markantem Gegensatz zu jenem »erfolgsorientierten« Konkurrenzdenken, welches von denselben Menschen erwartet wird, sobald sie erwachsen sind. Als konkurrenzorientierte, tauschende moderne Subjekte empfänden wir demnach ein Verlangen nach einer

Rückkehr zu einem gemeinschaftlich ausgerichteten Umgang mit Ressourcen, zu freier, nicht am individuellen Vorteil orientierten Kooperation.

In der Tat wurde vielen von uns schon als Kindern das Teilen nahegebracht: Seine Vorzüge werden nach wie vor in Bilderbüchern, Spielen und Filmen veranschaulicht, das Gefühl von Zusammengehörigkeit in einer Gemeinschaft wird der Geschichte von Oscar Wildes selbstsüchtigem Riesen entgegengehalten, der, als er das Teilen verweigert, einen nicht endenden Winter einsam ertragen muss.

Teilen und Gemeinschaftsbildung ist auch ein christliches Ideal. Wer das Neue Testament gelesen hat, kennt die wundersame Geschichte, wonach fünftausend Menschen von ein paar geteilten Broten und Fischen satt werden – und am Ende sogar ein Überschuss bleibt, der größer ist als die ursprünglich vorhandene Menge. Die nahe liegende Option, die Menschen in die umliegenden Dörfer zu schicken, um Essen zu kaufen – durch Tausch zu erwerben wird ebenso verworfen –, wie bei anderer Gelegenheit die Tätigkeit von Geldwechslern im Tempel missbilligt wird. Linkskatholische Positionen speisen sich auch heute aus diesen Gedanken.

Und für Sozialisten klingt das Teilen sowieso gut: Man erinnert sich an den von Marx und Engels beschriebenen Urkommunismus teilender Gemeinschaften und ihr Ideal einer sozialistischen, nicht der kapitalistischen Tauschökonomie preisgegebenen Gesellschaft. In ihrem Buch *Ecommony* schreibt Friederike Habermann über sozialistisch inspirierte Formen des Zusammenlebens im Umfeld sozialer Bewegungen, die sich der kapitalistischen Tauschlogik verweigern und lieber teilen.

Doch andererseits braucht man sich nicht mit sozialistischem Gedankengut anfreunden, um dem Teilen etwas abgewinnen zu können: Yochai Benkler zum Beispiel, der Theoretiker der *commons-based peer production*, sieht in seinem Buch *The Penguin and the Leviathan* Teilen nicht nur als eine fairere und effizientere Wirtschaftsform, sondern auch als eine Möglichkeit, Unternehmen profitabler zu machen.

Teilen wird schließlich mit selbstloser Aufrichtigkeit assoziiert. Die Teilenden geben den Interessen der Gemeinschaft über die eigenen Interessen den Vorzug. Dagegen kann das Tauschgeschäft die Verwandtschaft mit dem Täuschen nie ganz abschütteln, will es denn im Geschäft bleiben: Wer ein Tauschgeschäft eingeht, sucht ja, unter dem Deckmantel der Äquivalenz, den eigenen Vorteil.

Die Verwechslung des Teilens mit dem Geben

Während die Unternehmen der Sharing Economy von diesen positiven Zuschreibungen des Teilens profitieren, schuldet sich die rhetorische Wirkung des Begriffs aber auch einer gewissen Unschärfe. So hat Russel Belk festgestellt, dass das, was oftmals als ›Teilen‹ bezeichnet wird, in Wirklichkeit ›Geben‹ meint.

Gabentheorien haben diese Verwechslung leichtgemacht und dem Verständnis des Teilens nicht immer einen guten Dienst erwiesen. Aus diesen Schwierigkeiten lässt sich dennoch etwas über die Bedeutung von Teilen lernen, das sich kritisch auf die Ansprüche der Sharing-Economy-Rede anwenden lässt.

Seit Marcel Mauss wird die Gabe als gesellschaftlich gestaltende Form von Reziprozität gelesen – als symbolische Tauschform, die – bei Mauss selbst – den Geldverkehr durch Gabenverkehr ersetzt oder, etwa bei Bourdieu und Baudrillard, die Kontrolle der Zentrifugalkraft des ökonomischen Tauschs ermöglicht, etwa in Form von gesetzlichen Regelungen oder etablierter gesellschaftlicher Praktiken. Als Beispiele dafür ließe sich ein breites Spektrum von Maßnahmen nennen, von der panisch-spontanen Bankenrettung bis zur institutionalisierten Sozialhilfe, von geregelten Konkursverfahren bis zur staatlichen Zinspolitik. Auf unternehmerischer Ebene wird mit Kundenbindungsprogrammen gegen die zentrifugalen Kräfte des ökonomischen Tauschs angegangen, in denen durch eine mit Privilegien vergoltene Loyalität die Instabilität ökonomischer Rationalität eingedämmt werden soll. Auch de facto lebenslange Subskriptionsmodelle nach dem Google-Vorbild zielen darauf ab. Die unberechenbare Wahlmöglichkeit von Kunden wird dabei mit einer Geste neutralisiert, die das Herrschaftliche und das Großzügige in sich vereint und so das im Prinzip reine Tauschverhältnis zwischen Unternehmen und Kunden zu etwas Persönlichem macht. Nicht mehr um die Beliebigkeit des Tauschs zwischen eigennützigen Akteuren geht es dann, sondern um ein besonderes, nicht verhandelbares, feudalistisch gefärbtes Verhältnis zwischen Firma und Kundschaft.

Dies zeigt, dass symbolischer und ökonomischer Tausch sich in unmittelbarer Nachbarschaft befinden, sich ersterer aber in letzterem nicht vollständig abbilden lässt. Das liegt daran, dass die Gabe das Versprechen einer reinen, von jeder Reziprozität befreiten Form in sich trägt und die gesellschaftlich gestaltende Wirkung der Gabe als symbolischer Tausch letztlich von der theoretischen Möglichkeit eines Endes des *Gabentauchs* abhängt. Die Gabe kann sich so als Tauschform in die Ökonomie einmischen; aber als den Tausch transzendierendes, reines Geben ein Anderes des Tauschs bilden.

Diese Möglichkeit hat das freiwillige Geben selbst zur Basis einer Wachstumsbranche gemacht. Nicht zufällig folgt in den USA der *Giving Tuesday*, der Tag des massenhaften Spendens, dem kollektiven Kaufrausch des *Black Friday* und des

Cyber Monday. Aber auch während des restlichen Jahres wird gegeben: Einen fixen Teil der Telefon- oder Supermarktrechnung automatisch an eine wohltätige Organisation abzugeben, gehört zu den Geschäftspraktiken der We-Economy. Als »vollendeten Kapitalismus« bezeichnet Peter Sloterdijk daher auch die »thimotische Ökonomie« des Gebens, worin die Überhöhung des Selbst der Gebenden an die Stelle einer erworbenen Sache oder Leistung tritt.

Die Kritik eben dieser Ökonomie des symbolischen Tauschs führt unvermeidlich zur Frage der reinen, nicht-reziproken Gabe zurück. Hier, an dem nicht tauschförmigen Ende des Bedeutungsspektrums der Gabe, setzt Derridas Kritik der Gabe ebenso an wie Bourdieus Theorie des symbolischen Tauschs. Derrida hat diese Kritik mit seiner These, die Gabe sei als Gabe unmöglich, da sie den eigenen Anspruch unterdrücke, markant auf den Punkt gebracht, während Bourdieu von einer sozial hergestellten Vernebelung spricht, die den Blick darauf unmöglich machen soll, dass die Gabe letztlich immer ein Tauschobjekt bleibt. Auch Baudrillard vertritt mit seinem »unmöglichen Tausch«, der für ihn den Übergang ins Schicksalhafte bildet, eine These, wonach die nicht-reziproke Gabe eine Art Abgrund darstellt.

Was die Argumente Derridas, Baudrillards und Bourdieus gemeinsam haben, ist, dass sie jeweils versuchen, der Grenze des Tauschs auf die Spur zu kommen. Doch das Verbergen des Tauschs in der Gabe, Derridas Nicht-Gabe-sein der Gabe, ist nur dann möglich, wenn die dazu gehörenden sozialen Praktiken geteilt werden, wie Bourdieu nebenbei bemerkt. Und auch die gegen nichts eintauschbare »Welt«, die Baudrillard als Beispiel für einen unmöglichen Tausch nennt, kann dies nur tun, indem sie Welt ist, die ich »je immer schon mit anderen teile«, indem sie, wie Heidegger in *Sein und Zeit* schreibt, eine »Mitwelt« ist – sie verbliebe sonst unvermeidlich im Bereich des Tauschbaren. Die Gabentheorie findet dort ihr Ende, wo es notwendig wird, das Teilen beim Namen zu nennen.

Wo über die Möglichkeit eines nicht-reziproken Gebens nachgedacht wird, bleibt das Teilen also als nicht bedachte Voraussetzung übrig. Es ist symptomatisch für eine tauschfixierte Theorie, dass sie versucht, von der Grenze des Tauschs zu sprechen, und dabei – wie vielleicht am deutlichsten und ehrlichsten bei Bataille mit seinem Begriff der Verausgabung – in einen Abgrund starrt, anstatt das Teilen als unausgesprochene Voraussetzung des Tauschs zu artikulieren. Zu lange war Teilen freilich Kinderkram, der, wie auch Belk feststellt, kaum wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Verbreitet war auch die Haltung, das Teilen sei eine hinter sich zu lassende Entwicklungsstufe, etwa im kolonialen Diskurs und dessen Bestreben, den unterworfenen Völkern den »modernen Handel« also die Universalisierung des ökonomischen Tauschs beizubringen.

Zu groß ist aber für ein tauschzentriertes Denken wohl auch die Verunsicherung, die vom Loslassen der »Äquivalenzillusion« (Sloterdijk) ausgeht. Wo es keine

Äquivalenz gibt, so Baudrillard, dort herrscht Ungewissheit. Und wo der Tausch eine Distanz zwischen Subjekten aufrechterhält, stellt das Teilen eine Nähe unter den Teilenden her, die immer dann angesprochen wird, wenn vom Teilen als etwas ›Intimem‹ die Rede ist, wie etwa in John Price' früher Arbeit zum Thema. Angst vor Ansteckung und Kontrollverlust begleitet auch die Debatten um das *oversharing*.

Das Singulär-Plurale der Teilenden

Denn die spezifische Nähe unter den Teilenden schafft ein anderes Verhältnis unter den Teilenden – und der Teilenden zu sich selbst –, als der Tausch es tut. Singularität und Pluralität werden in einer Weise ins Spiel gebracht, bei der die Letztere sich nicht in einer Multiplikation der Ersteren erschöpft.

In *Sein und Zeit* spricht Heidegger vom Dasein als mit-haft, von der Welt als einer immer schon geteilten Welt. Für ihn erschließt sich der Sinn von Sein nur durch das alltägliche Dasein mit anderen, was das Sein des Daseins letztlich zu einem Mit-Sein macht. Das alltägliche Dasein ist für ihn der Weg, über den man sich vom Sein als Präsenz und vom klassischen Subjektbegriff verabschieden kann. So wie die Welt eine immer schon geteilte ist, ist das Dasein immer schon eines mit anderen. Diese anderen sind aber nicht besonders anders, sie werden nicht von einem Subjekt aus als unterschiedlich und also anders wahrgenommen, vielmehr ist man meistens man: »Das Selbst des alltäglichen Daseins ist das Man-Selbst.«

Jean-Luc Nancy knüpft an diesen Gedanken in *Singulär Plural Sein* an, allerdings bildet Heideggers »man« für ihn ein unzulässiges Außerhalb. Im Abrücken vom klassischen Subjekt übersieht Heidegger demnach, dass jemand übriggeblieben ist, der die Frage nach dem Selbst des Daseins überhaupt stellt. Für Nancy unterschlägt Heideggers »man« diese Frage, gestattet es dem Fragenden, sich selbst aus dem »man« auszunehmen. Das »mit« muss daher für ihn vor dem »wer« kommen.

Gerald Raunig versucht aus dieser Sicht die Frage nach der Bedeutung des »Mits« der Vielen zu beantworten. In seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem Gemeinschaftsbegriff macht er auf das *munis* in *communitas* aufmerksam, also auf die Pflicht zur Abgabe. Damit das »Mehr« der Gemeinschaft möglich ist, braucht es ein »Weniger« an Eigenem. Raunig schlägt daher vor, den Begriff des Individuums – des Unteilbaren – durch das Dividuum abzulösen, ein Terminus, der auf den mittelalterlichen Philosophen Gilbert de la Porrée zurückgeht. Damit lässt sich von einer nicht-individuellen Singularität sprechen, die, während sie teilt, immer schon eine geteilte Singularität ist, wobei hier die Doppelbedeutung von teilen als ›trennen, spalten‹ und ›verteilen‹ zum Tragen kommt (die übrigens auch im Englischen *sharing* existiert, aber nicht mehr Teil der Sprachpraxis ist). Das

Dividuum hebt sich nicht wie das Individuum von anderen ab, sondern gleicht ihnen. Teilen wäre demnach insofern gemeinschaftsbildend, als es die Singularität als Pluralität entwirft. Das Mit der Dividuen führt zu einer Kondividualität, welche die Schwächung der Individualität als Eigenheit unter anderen mit sich bringt.

Für Paolo Virno ist das Teilen ein konstituierendes Element der Vielheit, genau genommen der Vielheit der Vielen, der *Multitude*. Das vorgängige Teilen sprachlicher und kognitiver Verhaltensmuster ist für ihn das konstituierende Element der Arbeit der Multitude: jener postfordistischen Arbeit, bei der die Subjektivierung selbst zum Ort der Mehrwerterzeugung wird. Die Sharing Economy wäre so eine postfordistische Fabrik. Hier teilt sich das eigene Selbst nicht im Teilen, sondern verdichtet sich zu einer Hyperindividualität, die in Form von Nutzerprofilen und Social-Media-Postings von sich erzählt. Die Sharing Economy macht uns daher vor, Teilen sei nicht nur ohne Verlust des Eigenen möglich, sondern sogar ein Gewinn für das Eigene.

Das Aufgeben des Eigenen könnte in ihr nicht zur Pluralität werden, weil es als Mehrwert für das Unternehmen diene, welches sich die gemeinschaftsbildenden Fähigkeiten von Anbietern und Kunden aneignet. So entsteht anstatt einer teilen-den Gemeinschaft eine Ansammlung einzelner, auf sich selbst gestellter Leistungserbringer. Wenn die Kommunikation der Vielen Gegenstand der Wertschöpfung ist, wie Virno sagt, dann wird das Ertragen der daraus resultierenden Vereinzelung selbst zur unbezahlten Arbeitsleistung. Die Sharing Economy muss daher, um sich selbst gerecht zu werden, mit einem Begriff des Teilens arbeiten, aus dem das ›Mit‹ und seine unvermeidlichen Unwägbarkeiten entfernt wurde.

Während unbezahlte Leistung sich als Gewinn für die Sharing Economy zu Buch schlagen kann, wird aus dem Teilen selbst innerhalb eines tauschbasierten Systems nie Gewinn hervorgehen. Das Teilen könnte in einer Gewinn- und Verlustrechnung nur als Gewinnentgang aufscheinen, weil das Dividuum keine individuell zuschreibbaren wirtschaftlichen Werte erzeugt. Dementsprechend vehement wurde auch im Namen des geistigen Eigentums gegen das File-Sharing vorgegangen, bevor der Umbau der Online-Architekturen und die Verbreitung von DRM digitale Objekte als Waren normalisiert hat.

Wenn Yochai Benkler vom Teilen als einem nicht-reziproken, pro-sozialen Verhalten spricht, sich dann aber vom Teilen auch profitablere Unternehmen verspricht, dann übersieht er, dass das Pro-Soziale des Teilens untrennbar an die Gestalt des Anti-Ökonomischen geknüpft ist. Übertönt vom Lärm, der die Rede von der Sharing Economy begleitet, wird das Pro-Soziale dagegen mit dem Profitablen geräuschlos gleichgesetzt.

Das Alltägliche am Teilen

Während die Sharing Economy sich als Spektakel präsentieren muss, verschwindet das Teilen meist unbemerkt im Alltäglichen. Das Unauffällige am Teilen, stellt Belk fest, ist wohl mit ein Grund dafür, dass wir uns wenig damit auseinandergesetzt haben.

Dort, wo das Teilen also nicht die Ausnahmeform des Rituals annimmt, hat es seinen Ort in dem, »was bleibt, nachdem alle besonderen Aktivitäten entfernt wurden«, wie Henri Lefebvre den *quotidien* definierte. Es ist eingewoben in jene Alltäglichkeit, gegen die alles Außergewöhnliche und Besondere sich abheben muss. In der Tat kapitalisiert auch die Sharing Economy Tätigkeiten, die alltäglich sind: Transport, Unterbringung oder Reparaturen etwa. An dieser Stelle ist aber auch bedeutend, dass die Sharing Economy auf medialen Plattformen aufsetzt, die sich schwer in das Alltägliche und Unauffällige einfügen können und zum Spektakel verurteilt sind.

Für Maurice Blanchot löst etwa die Tageszeitung den Widerspruch zwischen dem »Nichts geschieht« des Alltags und dem Anspruch auf Besonderes, indem sie den Alltag in Geschichten umschreibt, die sich von jenen der Leser dramatisch unterscheiden. Das Umschreiben des Alltags in ein Nachrichtendrama macht den Alltag zu etwas Manifestem, hinter dem die Unscheinbarkeit des Daseins vorübergehend verschwindet. Durch die Medien, so Blanchot, verliert der Alltag die Fähigkeit, uns zu erreichen. Wir kaufen den Alltag in Zeitungsform zurück.

Die digitalen Medien nach Web 2.0 ebnen die Differenz zwischen Alltäglichkeit und Besonderem vollständig ein, indem beide einem neuen Kriterium untergeordnet werden, nämlich jenem der Beliebtheit, kommuniziert in *likes*, *re-tweets*, *ratings* und natürlich *shares*. Wo Michel de Certeau in formlosen Alltagspraktiken einen Ort abseits einer rechnenden panoptischen Macht sah, dort kann Web 2.0 die Unterscheidung zwischen Erscheinungsformen der Macht und taktischem Alltagsverhalten hinfällig werden lassen.

Es ist daher kein Zufall, dass die Rede von der Sharing Economy mit dem Web 2.0 aufgekommen ist, wo die Verquickung des Alltäglichen mit dem Außergewöhnlichen eine technische Form gefunden hat, die nicht mehr an täglich wiederkehrende Erscheinungsformen gebunden ist, sondern in Echtzeit funktioniert. Denn hier ist selbst das einfachste und unauffälligste, wie eben das Teilen, immer schon eine mögliche Sensation, ein möglicher Gewinn, ein mögliches Wachstum.

Die Rede von der Sharing Economy muss daher den Alltag als Spektakel und als ununterbrochen Besonderes wollen, in dem kein »Man-selbst« und keine »Masse« vorkommt. Vom Teilen kann man dagegen dort sprechen, wo Alltäglichkeit und eine im Alltäglichen geschwächte Form der Subjektivität nach Art eines Dividu-

ums möglich sind oder wo, nach Nancy, das ›Mit‹ der Frage nach der Singularität vorgelagert ist.

Die Rede von der Sharing Economy wird am Ende ein Traum von der grenzenlosen Ökonomisierbarkeit von allem, was noch nicht Kapital ist, gewesen sein. Die positiven Assoziationen, die dem Teilen anhaften und die von der Sharing Economy vereinnahmt werden, schaffen eine Art *Lala-Land*, in dem sich für den Moment niemand als herzloser Kapitalist oder geknechteter Präkärer fühlen muss. Man verdient sich etwas dazu und ist dabei ein wenig smarter als die anderen. Nicholas John erinnert in *The Age of Sharing* daran, dass sich dieses Argument auch negativ formulieren lässt: Wer über nicht ökonomisierte Ressourcen in Form von Zimmern oder ungenutzten Plätzen im Auto verfügt, der soll sich nicht beschweren, dass das Geld nicht reicht. Nicht jenseits der *I-economy* befindet sich daher die Sharing Economy, sondern an deren vorderster Front, an jener Stelle, wo potenziell Lebensäußerungen jeder Art in eine ökonomische Rechnung überführt werden können.

Die Rede von der Sharing Economy ist dabei auch ein Schweigen von der Vielheit der (sich) Teilenden, von den alltäglichen, unscheinbaren Verrichtungen des Daseins, von dem, was als wortlos vorausgesetzt und gerne übersehen wird.

Alex Hern hat 2015 im *Guardian* einen schlecht gelaunten Artikel unter dem Titel *Why the term ›sharing economy‹ needs to die* geschrieben. Das Wort Sharing Economy sei inhaltsleer und schulde sich nur dem Wunsch der Technikbranche, ihr Geschäft als neu und revolutionär darzustellen. In den an den Artikel anschließenden Kommentaren schlagen Leser Alternativen vor: ›Gig Economy‹, ›Crap Economy‹ oder ›Hand-to-mouth Economy‹. Einen passenderen Begriff als Sharing Economy zu finden ist nicht schwer, durchsetzen konnten sich diese Vorschläge gegenüber einem naiven Lobdiskurs bis jetzt aber nicht.

Vielleicht braucht es aber auch keine präzisere Bezeichnung, weil die Sharing Economy wie frühere sich als vollkommen neu präsentierende *economies* von selbst verschwinden wird. Der Vorstellung von der Ökonomisierbarkeit des Lebens, mag sie sich wohl noch eine gewisse Zeit an den Versprechungen der Sharing Economy berauschen, wird diese aber früher oder später zweifellos für etwas noch Neuere aufgeben. Dann ereilte die Sharing Economy ein ähnliches Schicksal wie die New Economy und den Dotcom-Boom vor ihr: nämlich jenes einer Blase.